

Franz Witsch:

Mentale Voraussetzungen einer Militarisierung sozial-ökonomischer Strukturen.

Vortrag auf der Jahrestagung der NGfP (Neue Gesellschaft für Psychologie) in Berlin vom 05. bis 08. März 2015

Thema des Kongresses: Krieg um die Köpfe

70 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz sind Anfänge wieder gemacht. Es wird gemordet, was das Zeug hält, wie damals in der Weimarer Republik, zu Tausenden, heute gegen mutmaßliche Terroristen, mit Hilfe ferngesteuerter Drohnen, von Obama in Auftrag gegeben, Richter und Henker in einem am Rechtsstaat vorbei.

Es gehört schon eine gehörige Portion Realitäts-Verleugnung dazu, Obama nicht einen Mörder zu nennen. Das rechtfertigt nicht einen einzigen Terrorakt. Das stünde im Widerspruch zu einer Analyse, die ausdrücklich nicht im Gut-Böse-Schema tickt, nicht nach dem Prinzip „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ verfährt. Dennoch muss klar sein, was der Ausgangspunkt der Analyse ist: Politiker morden und wähnen sich dabei noch auf der Seite der Guten.

Deutsche Politiker leisten Beihilfe zum Mord, wie aus einer Drucksache des Bundestages vom 08.09.2010 hervorgeht. Dort erklärt der Bundestag »die Tötung ‚feindlicher Kämpfer‘ auch außerhalb von Kampfhandlungen ausdrücklich für zulässig.«¹

Was sind Politiker nur für Menschen? Es ist sinnlos, mit ihnen zu reden, solange sie ihre Verbrechen nicht einsehen. Dennoch reden wir mit ihnen, mental unfähig, die Vergeblichkeit eines solchen Ansinnens zu begreifen. Das ist eine Art von Realitätsverlust, unzurechnungsfähig. Zu befürchten ist, dass Politiker in ihren Taten bestärkt werden, wenn in Diskussionen nicht klar wird, dass sie kriminell handeln.

Realitätsverluste sind »normal«; wir erzeugen sie jeden Tag, ohne uns viel dabei zu denken. Ein Beispiel: Der Vorstand der *Neuen Gesellschaft für Psychologie* (NGfP) kritisierte vor einem Jahr in einem Brief an Prof. Dr. Rainer Richter, den Präsidenten der Bundes-Psychotherapeuten-Kammer (BPtK), die Kooperation der BPtK mit der Bundeswehr. Die BPtK bot sich an, vom Krieg traumatisierte Soldaten mental fit zu machen für Kriegseinsätze; ich meine, das ist eine Ungeheuerlichkeit.

In der NGfP erwartete man, dass es zu einer sinnvollen Debatte käme; so etwas zu erwarten, ist schon eine Art von Realitätsverlust: Man erkennt schnell, dass Menschen wie Richter sich nichts dabei denken, Therapeuten für den Krieg zu instrumentalisieren. Sie sind von ihrer mentalen Verfassung her nicht erreichbar.

Die Gedankenlosigkeit ist nicht zufällig, sondern *systematisch* eingelassen in den Diskurs: Richter, der Adressat, wird im Brief persönlich angesprochen, obwohl er persönlich nicht gemeint ist. Auch ist im Brief nicht die Rede davon, dass Richter mit kriminellen Politikern zusammenarbeitet, um – natürlich – möglichst viele Psychologen zu erreichen, die man gegen ihn in Stellung bringen möchte.

Mit anderen Worten: es geht um Macht gegen das Böse in Gestalt von Richter, nicht darum, ihn als analysierbaren sozialen Sachverhalt ernst zu nehmen, dies auf Kosten der Wahrheit, die im Brief an Richter weniger eine Rolle spielt. Die Wahrheit ist: Richter denkt und handelt kriminell; um sie drückt sich der Brief herum: so dass das wirklich Schlimme ungesagt und damit unkenntlich bleibt.

Problematisch ist nicht die Differenz zwischen Gesagtem und lieber nicht mehr Gesagtem, sondern dass diese Differenz *gedankenlos* eingelassen ist in den Brief, man die Wahrheit also verschweigt, selbst wenn sie klar zutage träte. Auf diese

¹ Zitiert nach: *Zur Tötung vorgeschlagen. German-foreign-policy.com* vom 06.01.2015

Weise werden Verdrängungs- und Verleugnungsvorgänge systematisch in den Diskurs eingelassen, bis sie sich irgendwann nicht mehr eingrenzen lassen, wir sie *in uns* selbst nicht mehr reflektieren; indem wir das wirklich Schlimme gewohnheitsmäßig verschweigen. Damit wird die Lüge »normal«, dem Leben assimiliert. Wir sehen es jeden Tag: Mord, Folter, Totalüberwachung, Sozialabbau gehören heute ganz normal zum Leben dazu.

In *Die Politisierung des Bürgers* spreche ich von einer »Normalisierung der Störung« (Witsch 2015, S. 76ff., 140, 207, 2013a, S. 139f.). Grausamkeiten werden dem Denken, Sprechen und Handeln assimiliert. Und der Brief der NGfP trägt dazu bei im Kontext eines Machtkampfes.

Der Analytiker muss wissen, dass es um Macht geht, nicht um *Wahrheit*, dass Macht und Wahrheit sich ausschließen, Machtkampf und Machtanalytik unvereinbar sind mit unbestechlicher Analyse: Im Machtkampf verliert sich die Analyse im Fahrwasser mentaler Unzurechnungsfähigkeit. Um das zu vermeiden, ist auch auf Kosten der Macht eine realistische Bestandsaufnahme im Hinblick darauf vonnöten, mit welchen Menschen wir es zu tun haben, Menschen wie Richter; sie sind zu allem fähig, gedankenlos grausam gegen andere. Klaus-Jürgen Bruder würde etwas freundlicher sagen: zur Verantwortungsübernahme nicht in der Lage.

Man erkennt sie weitgehend an ihren Verlautbarungen, die auf eine bestimmte Mentalität verweisen. Diese gilt es zu ergründen aus dem Gesagten heraus. Dazu müssen wir in das hineinhorchen, was Menschen sagen, was wir selbst sagen, um zu ermessen, warum wir regelmäßig aneinander vorbeireden, unzurechnungsfähig, ohne zu gewahren, dass es *etwas* geben muss, das Diskursteilnehmer verbindet: eine »gemeinsame Sache«. Um die geht es aber nicht. Die Teilnehmer wollen nicht verbinden, sondern gewinnen, mehr Macht haben, auf Kosten der gemeinsamen Sache und damit des anderen.

Ich meine eine »Sache«, die in den Diskurs eingelassen sein muss, und zwar als etwas, das ihm fremd ist (vgl. Witsch 2013a, S. 134, 166, 2013b, S. 202f.), d.h. aber nur: außerhalb seiner selbst angesiedelt sein muss. Gäbe es eine solche Sache, und wäre sie den Diskursteilnehmern bewusst, würden sie merken, dass Obama mordet, »gemeinsame« Werte, sprich: Menschenrechte, mit Füßen tritt, die er im selben Atemzug beschwört, so dass sie *ernst gemeint* nicht existieren.

Es müsste aber um die Würde des Menschen gehen, seine körperliche Unversehrtheit; sie müsste das Allgemeininteresse repräsentieren, das verbindet, eingelassen in singuläre soziale Strukturen; so auch in politische Auseinandersetzungen. Ein solches Allgemeininteresse ist nicht präsent, es sei denn verlogen. Deshalb bleiben politische Debatten substanzlos.

Das wahrzunehmen, schließt ein, eine Regierung *kriminell* zu nennen, wenn sie foltern lässt, gezielte Tötungen anordnet, Kriege führt, traumatisierte Soldaten therapeutisch auf den nächsten Kriegseinsatz vorbereitet. Ich stelle fest, dass Gemeinsamkeiten zwischen der NGfP und der BPtK nicht existieren.

Gedankenlos oder unzurechnungsfähig miteinander zu verkehren ist derart *normal* geworden, dass wir es nicht als unzurechnungsfähig wahrnehmen. So sind wir gestrickt: man könnte meinen: wahrnehmungsgestört. Mein Buch trägt nicht zufällig den Untertitel *Beiträge zur Wahrnehmung und Produktion sozialer Strukturen*. Dort versuche ich zu zeigen, dass und warum im Falle von Wahrnehmungsstörungen soziale Strukturen auf der Strecke bleiben. Und so heißt es in der Kurzbeschreibung zu diesem Vortrag denn auch, dass wir ein zurechnungsfähiges Subjekt brauchen, um soziale Strukturen, in die wir unmittelbar und mittelbar involviert sind, jeden Tag aufs Neue zu erzeugen. Schaffen wir das nicht, nimmt die Wahrscheinlichkeit zu, dass die psychische Stabilität von immer mehr Menschen zunehmend aus den Fugen gerät.

Bevor Menschen ihre psychische Stabilität allerdings ganz, also medizinisch indiziert, einbüßen, versuchen sie sie zu wahren, notfalls mit Gewalt gegen andere, gegen ausländische Mitbürger, Arbeitslose, Ausgegrenzte aller Art. Das passiert, nett formuliert, *gedankenlos*, wie Hannah Arendt sagen würde (vgl. Witsch 2013a, S. 7-10). Ich möchte hinzufügen: Das Subjekt denkt, spricht und handelt nicht zurechnungsfähig.

Doch was heißt *zurechnungsfähig* positiv formuliert? Ich meine, Zurechnungsfähigkeit müssen wir uns erarbeiten in einem analytisch-sprachgestützten, interaktiven Kontext. Klaus-Jürgen Bruder sieht im Vorwort zum vierten Teil meines Buches DPB »im Sprechen das entscheidende Medium der Psychoanalyse.« Schon Freud, fügt er hinzu, habe »Psychoanalyse dadurch definiert, dass zwei miteinander reden.« Die »Grundstruktur der Beziehung zwischen zwei Subjekten« sei »durch das Sprechen vermittelt« (Witsch 2013b, S. 8f.). Das schließt ein, dass die Teilnehmer nicht aufhören miteinander zu reden, es sei denn aus nachvollziehbaren Gründen. Nur dann kann von einer intakten Struktur gesprochen werden, ihrerseits getragen von einer zurechnungsfähigen Mentalität, in der Lage, Menschen *wahrzunehmen* in dem, was sie sagen.

Natürlich ist es möglich, dass Menschen im Tunnelblick unverrückbarer Vorstellungen unentwegt reden, ohne das Geringste zu sagen. Ein Beispiel: Viele verwenden Begriffe wie *Kapitalismus* oder *Gesellschaft*, ohne zu wissen, wovon sie reden. *Kapitalismus* ist für sie gleichbedeutend mit Geldvermehrung oder *Gesellschaft* kann in einem Satz problemlos durch den Ausdruck *soziale Struktur* ersetzt werden, ohne dass sich die Bedeutung des Satzes ändert. In (Witsch 2012, S. 24) heißt es dazu sinngemäß: Für den Bürger bedeuten Sätze schon etwas, weil er sie – der deutschen Sprache mächtig – versteht und mit diesem Verstehen etwas verbindet, was in der sozialen und ökonomischen Realität angeblich der Fall sei.

Um nicht zu sagen: ihr Tunnelblick ist ihnen Realität genug; d.h. ihr Innenleben weist keine Verbindung zur äußeren sozialen Realität auf, zu Menschen, wie sie *wirklich* sind, und schon gar nicht zu einer äußeren *gemeinsamen Sache*, die verbinden würde, wenn sich die Qualität einer Diskussion oder sozialen Struktur an ihr messen ließe. Warum auch? Der Bürger wähnt das *Maß aller Dinge* in sich. Er weiß nicht, dass seine Vorstellungen einer äußeren Sache bedürfen, an der sie überprüfbar sind. Die Folge ist eine rechthaberische, unzurechnungsfähige Debatte. Etwas genauer formuliert bemisst der Rechthaber seine Vorstellung über etwas, was in der sozialen Realität der Fall ist, an einer Sache, die in seiner zu überprüfenden Vorstellung, also in ihm selbst, enthalten ist.

Die menschliche Würde ist unantastbar könnte eine gemeinsame Sache sein, an der sich dann aber auch das eigene Denken, Sprechen und Handeln messen lassen muss. Ohne ein solches Allgemeininteresse haben wir es in einer politischen Diskussion mit zurechnungsfähigen Teilnehmern nicht zu tun, mit solchen, die wissen, wovon sie reden.

Zuschauer reagieren auf öffentliche politische Debatten gewöhnlich genervt. Sie spüren leider nur, dass etwas nicht stimmt, ohne das Geringste zu begreifen: dass es eine Verbindung zwischen den Teilnehmern einer Debatte geben muss über eine gemeinsame Sache, die darin bestehen sollte, dass die Würde eines Menschen, auch die von Obama, nicht angetastet werden darf. Nur darf dabei nicht unterschlagen werden, dass Obama ein Mörder ist.

Halten wir fest: Zurechnungsfähig denken und reden setzt voraus, die soziale Realität zureichend zu analysieren, sei es, dass man Begriffe wie *Menschenwürde*, aber auch solche wie *Kapitalismus* oder *Gesellschaft* so verwendet, dass sie etwas bedeuten. Gewöhnlich werden sie so verwendet, dass sie *alles* bedeuten. Bedeuten sie alles, bedeuten sie nichts. So reden die meisten Bürger: ohne festumrissene Sache, die auf ein Ziel oder Soll verweist, an der sich das Gesagte bemessen ließe:

nicht zurechnungsfähig, schichtübergreifend.

Der Begriff *Gesellschaft* könnte ein Allgemeininteresse einschließen, das aber auf Grundrechte verweisen muss, die für jedes beliebige Subjekt unmittelbar einklagbar sein müssen, um festumrissen und zielorientiert für das Subjekt von praktischer Bedeutung zu sein, eingelassen in soziale Strukturen. Das schließt ein, dass Subjekte zusammen mit ihren sozialen Strukturen zielorientiert nur dann sozialverträglich integriert werden können, bzw. sich integrieren können, wenn sie das, was sie denken, sagen oder machen, an jenem Allgemeininteresse messen, wobei das Allgemeininteresse anerkanntermaßen den gesellschaftlichen Kontext repräsentieren müsste (vgl. Witsch 2015, S. 29-44, 2014, S. 157-170).

Das schließt ferner ein, dass der gesellschaftliche Kontext »real« nie ohne, sondern nur mit dem Allgemeininteresse existiert; er müsste sich vom Begriff der *sozialen Struktur* unterscheiden, wenn er real, also nicht nur »imaginär« existieren soll. Man kann auch sagen: der gesellschaftliche Kontext existiert imaginär, wenn sich soziale Strukturen anmaßen, ihn zu repräsentieren.

In einer Gesellschaft, die nur imaginär, d.h. nur in der Vorstellung existiert, kämpfen Subjekte mit Hilfe ihrer sozialen Strukturen um die Macht des Ganzen, noch dazu ohne dass dieses Ganze *real* existierte. Dafür geisterte es umso ausgeprägter herum in der Vorstellung des Machtkämpfers oder Machtanalytikers.

Dabei muss das Allgemeininteresse, um für ein bedürftiges Subjekt von Bedeutung zu sein, in Gestalt unmittelbar einklagbarer Grundrechte existieren, über allen sozialen Strukturen stehen und zugleich in jede soziale Struktur eingelassen sein und natürlich eingelassen sein in soziale und ökonomische Analysen und Debatten, damit diese zurechnungsfähig oder nicht verlogen sind. Verlogen wie Obama, wenn er von Menschenrechten spricht. Verlogen wie der von der Politik genervte Bürger, der auch nicht zureichend analysiert: hineinhört in das, was er oder andere sagen, ohne es an jenem Allgemeininteresse: die menschliche Würde ist unantastbar, zu orientieren. Das heißt: er betreibt keine Analyse, auch keine Psychoanalyse, die auch immer Selbstanalyse ist. So betrachtet gibt es immer weniger zurechnungsfähiges, d.h. sozialverträgliches Denken, Reden und Handeln, schichtübergreifend, Analytiker und Therapeuten eingeschlossen.

Im letzte Satz kommt zum Ausdruck, dass wir es mit inneren, also mentalen, und äußeren Strukturen zu tun haben: *Denken* ist ein innerer Vorgang zur Erzeugung von Vorstellungen oder Theorien über die soziale Realität, leider mehr schlecht als recht: weitgehend ohne Verbindung zur sozialen Realität, auf die der Bürger real immer weniger Einfluss nimmt, auch wenn er sich gerne vorstellt, dass man Macht ausüben, sprich: Einfluss nehmen könne. Ein Traum ohne Bezug zur Realität.

Um diesen imaginären, gar wahnhaften Bezug zur Realität nicht zu gefährden, darf Kritik nicht zu weit gehen, nicht grundlegend sein. Sie muss sich affirmativ, im Rahmen des Bestehenden bewegen. In diesem Fall ist das Bestehende sich selbst genug ist; es bemisst sich an keiner äußeren Sache, vielmehr an einer solchen, die im Bestehenden selbst enthalten ist, so dass Kritik am Bestehenden nicht grundlegend, nicht bis zur Wurzel vordringen kann. Nur dann würde das Wort *Kritik* nicht nur deshalb etwas bedeuten, weil man es verwendet. Das wird vom Bürger übersehen, schichtübergreifend. Er weiß nicht, wie Begriffe oder Theorien entstehen und warum sie etwas bedeuten.

Begriffe und Theorien bedeuten etwas, wenn sie auf eine äußere, gleichsam theorielose Sache, ein Allgemeininteresse, verweisen, das alle Subjekte einschließt und damit verbunden werden können mit den *realen* sozialen und ökonomischen Strukturen, über die jene Begriffe oder Theorien etwas aussagen sollen. Mit dem Ausdruck *theorielos* möchte ich sagen, dass das Allgemeininteresse nicht oder nur *tautologisch* begründbar ist: eine »sinnvolle Tautologie« darstellt (vgl. Witsch

2013a, S. 132-135): wir wollen unmittelbar einklagbare Grundrechte für alle, weil wir sie wollen. Wir wollen keine Todesstrafe ohne Wenn und Aber, selbst wenn Fehlurteile nicht zu befürchten wären.

Ohne eine gleichsam vorstellungslose Sache, die verbindet, bleiben Vorstellungen ohne realen Bezug zur Außenwelt; *Rationalisierungen sozialer Strukturen* hängen in der Luft; der Bürger bleibe z.B. in der Vorstellung gefangen, dass man überfamiliäre technisch-ökonomische Probleme so verhandeln könne, »als seien sie mit (...) einer richtigen moralischen Einstellung zu lösen« (Witsch 2012, S. 12); als seien sie lösbar wie familiäre Probleme; als sei das eigene, *familiär* geprägte Innenleben ins *Ökonomische* projizierbar, das Ökonomische gar mit einem (moralisch integren) Innenleben ausgestattet (Witsch 2013a, S. 45): als könne der ökonomische Regelmechanismus der Kapitalverwertung (gemeint ist hier nicht der Marktmechanismus) das Allgemeininteresse repräsentieren, bzw. – frei nach A. Smith (1723-1790) – ein solches hervorbringen. Auf diese Weise werden technisch-ökonomische Kategorien vermoralisiert, anstatt für sich genommen – also unabhängig von einer zufälligen (ethisch-familiären) Moral – kritisiert; so dass schließlich gilt: der Kapitalismus (Kapitalverwertung) ist schlecht, nicht *zivilisiert*, weil Menschen schlecht sind. Auf diese Weise bemisst der Bürger den Kapitalismus nicht an einer unabhängigen äußeren (familienfremden) Moral, die über ihm steht, vielmehr daran, wie Menschen sich *zufällig* benehmen: ob sie zu gierig oder zu faul sind, genug Kinder kriegen, etc. Als würde eine gute Moral einen guten Kapitalismus und eine schlechte Moral einen schlechten Kapitalismus hervorbringen. Richtig ist: es wird nur besser für *alle*, wenn wir den Kapitalismus abschaffen (vgl. Witsch 2012, S. 11-45; 2015, S. 86-127).

Selbst die Partei *Die Linke* lehnt kapitalkritische Erwägungen ab und zwar auf der Basis eines so verbreiteten wie unzureichenden, weil vermoralisierten Kapitalbegriffs: Linke reduzieren, in Übereinstimmung mit den Interessen der Besitzenden, den Vorgang der Kapitalverwertung auf mehr oder weniger Moral: mehr oder weniger Gewinn, Lohn, Steuern, mehr oder weniger Gier. Und immunisieren dadurch den Kapitalismus vor zu weitgehender Kritik. Sie predigen das Unmögliche: Sozialpolitik in den Grenzen der Kapitalverwertung, in Übereinstimmung mit fast allen Bürgern. Unentwegt redet man sozialpolitische Bemühungen selbst dann schön, unzurechnungsfähig am Realen vorbei, wenn alles schlechter wird.

Die Folgen, am Realen vorbeizudenken, sind fatal: Irgendwann lösen sich mentale Strukturen auf, zusammen mit den soziale Strukturen, immer schneller, ungebremst, mit oder ohne Linke. Richtig: die Zerstörung sozialer Strukturen wächst in dem Maße, wie der ökonomische Spielraum für immer mehr Menschen immer enger wird, zwangsläufig, weil wir im Kapitalismus leben, und nicht deshalb, weil Griechen über ihre Verhältnisse leben oder Arbeitslose nicht arbeiten wollen, Flüchtlinge ins Land kommen oder Deutsche zu wenig Kinder kriegen.

Solche Aussagen bewirken eines: Menschen werden aufeinandergehetzt. Sie zeugen von kranken und krankmachenden Strukturen, die überdies die mentale Stabilität des Bürgers belasten, die er wiederum mit Gewalt gegen andere zu wahren sucht, gegen Arbeitslose, Ausländer, Bettler etc., aber auch mit Krieg gegen andere Länder. Die veröffentlichte Meinung trägt das Ihre dazu bei, dass sich eine Mentalität der Gewaltbereitschaft von oben nach unten durchfrisst.

Kommen wir etwas detaillierter auf die Rolle der Gefühle zu sprechen: Soziale Strukturen zu reproduzieren, setzt mentale Fähigkeiten voraus, die darin bestehen, dass wir ihre Erzeugung innerlich vorwegnehmen, im Projektionsmodus, d.h. verpackt in einem Gefühl. Das ist ein iterativer Vorgang, mehr oder weniger sozialverträglich, mehr oder weniger zurechnungsfähig. Unzurechnungsfähig dann, wenn Menschen nicht gewahren, wie asozial sie ticken; Linke und sozial Engagierte ein-

geschlossen. Sie merken es nicht, weil das Asoziale sich erst im Gefühl und dann in der sprachlichen Form auflöst, in die sie jenes Gefühl projizieren, z.B. wenn sie von der Notwendigkeit *human motivierter* Kriege reden.

Das ist zunächst ein mentaler oder innerer Vorgang, bei dem wir Gefühle in das projizieren, was wir denken, d.h. in innere Strukturen, und dann in das, was wir sagen und machen, d.h. in äußere Strukturen. So verwenden wir in einem Satz das Wort *human* nicht sachbezogen, sondern egozentrierend: es löst in uns positive Gefühle aus, die wir in den Satz projizieren, um uns in den Augen anderer und vor uns selbst als *guten* Menschen auszuweisen; und übersehen schnell, dass es humane Kriege nicht gibt, es sei denn in unserer Vorstellung, medial angereichert, ohne Bezug zur sozialen Praxis.

Dabei drängt sich die Frage auf, was im Inneren eines Menschen vorgeht, damit er nicht merken muss, wie asozial er tickt. Entscheidend ist, dass der Projektionsvorgang ohne äußeren Bezug im Inneren gefangen bleibt: der äußere Bezug, die Voraussetzung für eine sozialverträgliche Mentalität, löst sich auf im Gefühl und der sprachlichen Form, so dass wir auch nicht mehr spüren, wie asozial wir sind. Das Mitfühlen wird ausgeschaltet, indem es sich in Aggressionen verwandelt: wir einen Arbeitslosen z.B. *Sozialschmarotzer* nennen oder sagen: selbst Schuld, wieso kriegt er auch seinen Arsch nicht hoch.

In (Witsch 2012, S. 21) beschreibe ich den Projektionsvorgang präziser, indem ich sage, dass wir Gegenstände, innere wie äußere, »mit Gefühlen, genauer: mit von Gefühlen kontaminierten Zeichen« besetzen, wobei der besetzte Gegenstand der Begierde sich selbst nicht gleich bleibe, mehr noch, um – wenn es sich anbietet und gesellschaftlich nicht geächtet sei – einem anderen Gegenstand Platz zu machen; z.B. wenn wir den Lebenspartner sexuell betrügen. Dabei finde eine Verschiebung des Gefühls im Objektbezug statt, wobei das Gefühl sich nicht gleich bleibe, so dass wir es verarbeiten müssen, genauer: das, worauf das Gefühl verweist, um es zu bewältigen, mehr oder weniger sozialverträglich, zurechnungsfähig, mehr oder weniger gewalttätig. Wobei alles, sprich: denken, reden und handeln, mit einem Gefühl beginnt, vorweggenommen und verpackt in einem positiven oder negativen Gefühl, z.B. mit einer Vorfreude auf das, was da kommen soll.

Ich möchte nunmehr den gesellschaftlichen Kontext ausdrücklicher einbeziehen: Natürlich gibt sich das Subjekt mit einem Gefühl nicht zufrieden; es möchte etwas tun, Einfluss nehmen, Verbindungen erzeugen, Macht ausüben, nicht nur imaginär, sondern real, noch während es immerzu fühlt. Dabei ist der gesellschaftliche Kontext immer mitgemeint, präsent, noch während das Subjekt Verbindungen generiert, innerlich vorwegnimmt und dann erzeugt: es projiziert Gefühle immer auch in den gesellschaftlichen Kontext, während es denkt, spricht und handelt. Das passiert, ohne dass das Subjekt das Gesellschaftliche bewusst reflektiert.

Das bedeutet, im Kontext einer *Verschiebung des Gefühls im Objektbezug* gerät das Subjekt unversehens von der Strukturebene des Sozialen in die Ebene des gesellschaftlichen Kontextes; es denkt und redet über familiäre Sachverhalte wie über gesellschaftliche Sachverhalte; es verschiebt Gefühle weg von der familiären Ebene zur gesellschaftlichen Ebene und umgekehrt. Als wäre die Gesellschaft seine ganz persönliche Familie. Auf diese Weise ist das Gesellschaftliche in jedem gedachten und geäußerten Satz präsent, als Subtext, als heimliche Botschaft, um gesellschaftliche Konflikte im Vorfeld ihrer Versprachlichung – also innerlich – glattzubügeln und dann im Familiären zu entschärfen, wobei das Wort *Gesellschaft* keine Verwendung finden muss.

Mit anderen Worten: das Subjekt vergesellschaftet (sich) im Kontext von Gefühlsverschiebungen, oftmals zu seinem Leidwesen: spannungsgeladen, mit Gefühlsschwankungen, die das Subjekt glattzubügeln versucht. Vergeblich: Spann-

gen entstehen, weil beim Denken, Sprechen und Handeln die Beziehung zwischen Innen und Außen, zwischen Vorstellung und Realität, und damit Innen und Außen als solche sich nicht gleich bleiben: Es entstehen Differenzen zwischen Vorstellung und Realität, die eine analysierbare Beziehung zwischen Vorstellung und Realität einschließt.

Dabei drängen Vorstellungen früher oder später zur Realität – mehr oder weniger zurechnungsfähig, sozialverträglich, zuweilen hochgradig aggressiv. Vorstellungen bleiben also nicht im wortwörtlichen Sinne im Inneren gefangen; schließlich werden sie auch mal ausgesprochen, freilich ohne Bezug zur Realität und doch von dieser irgendwann eingeholt, nachdem sie so lang wie möglich verleugnet oder verdrängt worden ist – konfliktscheu, Innen und Außen kurzschließend: immer mehr Bürger sind immer weniger an einer »strukturbildenden« Überprüfung ihrer (ausgesprochenen) Vorstellungen interessiert; sie versuchen Überprüfungen gewöhnlich – eine Form von Aggressivität – durch Rechthaberei zu vermeiden; wenn das nicht hilft, mit Gewalt – bis hin zur militärischen Gewalt; und fühlen sich im Recht, eben weil sie das Maß, an dem sie ihre Vorstellungen messen, in sich wähen, ja fühlen. Fühlen muss reichen. Das alles, weil sie es nicht gelernt haben, auch immer weniger lernen wollen, mit Spannungen im Kontext von (strukturbildenden) Gefühlsverschiebungen umzugehen.

Es ist aber auch so grundlegend wie fatal, dass der Bürger unbekümmert, d.h. unbewusst, Gefühle von der familiär-privaten weg zur gesellschaftlichen Ebene verschiebt, gesellschaftliche Konflikte wie (seine ganz persönlichen) familiären Konflikte verarbeitet, z.B. wenn er meint, Putin bestrafen zu müssen. Hinzu kommt, der Bürger realisiert nicht (bewusst), dass eine Gefühlsverschiebung einen Beziehungswandel hervorbringt. Dieser vollzieht sich bei Kleinkindern gewöhnlich undramatisch, so wenn sie sich von der Mutterbrust lösen, um Gefühle fortan auf einen Schnuller zu übertragen (vgl. Witsch 2013a, S. 70ff.).

Halten wir fest: das Subjekt reflektiert den gesellschaftlichen Kontext nicht bewusst; es analysiert und arbeitet ohne zureichenden Gesellschaftsbegriff, wenn es diesen vom Begriff der sozialen Struktur nicht hinreichend unterscheidet; um es mit Klaus-Jürgen Bruder (1982) zu sagen: Es betreibt »Psychologie ohne Bewusstsein.« Es ist gefangen im Tunnelblick seiner Vorstellung, schließt generell Innen und Außen (Gesellschaft) kurz, so dass der gesellschaftliche Kontext sich auf Gefühle reduziert sieht: Das Subjekt projiziert Gefühle lediglich in seine Vorstellung von Gesellschaft und setzt damit krank und krankmachend, unzurechnungsfähig, Gefühl (Vorstellung) und Gesellschaft (Vorgestelltes) gleich; es überträgt private Probleme auf gesellschaftliche Probleme, als sei das Gesellschaftliche seine Privatsphäre, repräsentiert durch Mutti Merkel, wie unsere Mutti mit Gefühlen begabt.

Um zu ermessen, wie unzurechnungsfähig: krank und krankmachend, das ist, müssen wir Sprachanalyse betreiben. Das tun wir, indem wir in Gesagtes hineinhorchen, als hätte das Gesagte ein Innenleben in Gestalt geheimer Botschaften zwischen den Zeilen. Dass das Gesagte (zuweilen peinlich) auf das Innenleben des Sprechers verweist, ist dem Hörer allerdings zu wenig bewusst; es wird verdrängt, abgespalten, zumal wenn das Gesagte unangenehme Spannungen heraufbeschwört. Dann setzt er Innen und Außen auch schon mal gleich, überzeugt, dass das (verinnerlichte) Zeichen seinen (äußeren) Gegenstand eindeutig identifiziert, der dann zwangsläufig zu einem imaginären Gegenstand mutiert – einem solchen, der sich im Gefühl auflöst, was soviel heißt wie: wir unterschlagen den Objektbezug des Gefühls (Witsch 2015, S. 25): die Externalisierung des Gefühls scheitert, wiewohl sie »zwingend und unvermeidlich« ist: »suchen wir sie nicht bewusst und nachdrücklich, fällt sie irgendwann über uns her.« (Witsch 2013a, S. 186). Der Bürger hält generell, vor allem wenn Konflikte sich aufdrängen, Bedeutungsdimensionen

für vermeidbar; das zieht ihn zwangsläufig ins unzurechnungsfähige, asozial-gewaltträchtige Fahrwasser.

An dieser asozialen Entwicklung sind auch Leute wie Habermas beteiligt, meines Erachtens die gesamte Sozialtheorie. Habermas lässt nicht erkennen, „dass es eine uneinholbare Differenz zwischen Vorstellung und Wirklichkeit gibt“ (vgl. Witsch 2013b, S. 198), zwischen verinnerlichtem Zeichen und dem, was es bezeichnet, zwischen Gemeintem und Gesagtem. Man müsse, so Habermas, unter bestimmten, nicht hintergehbaren sozialen Kontextbedingungen von einer Identität von Gesagtem (Tatsache) und Gemeintem (Vorstellung) ausgehen, andernfalls sei die Sprechakttheorie nicht zu halten (Witsch 2012, S. 169f.). Als gebe es *die* Sprechakttheorie. Als könne man die Entschlüsselung eines Satzes, also Hermeneutik, zu weit, mit zuviel Bewusstsein betreiben.

Zuviel Bewusstsein könnte unangenehm sein, peinlich anmuten; daher die Neigung, eine Mentalität der Gewaltbereitschaft vor uns selbst zu verbergen, uns z.B. erfolgreich einzureden, dass es *humane Kriege* geben müsse, im Namen der Menschenrechte, versteht sich.

Wie das mit dem *Sich selbst Einreden* funktioniert, beschreibt Udo Ulfkotte, ehemals Redakteur der FAZ, in (Ulfkotte 2015) sowie in einem Interview.² Er gibt zu, über Jahrzehnte immer nur das Unvermeidliche geschrieben zu haben, entsprechend den informellen Vorgaben *von oben*. Er schäme sich, dass ihm das erst im Zusammenhang mit dem Ukraine-Konflikt bewusst geworden sei.

Linke plappern auch nur nach, was alle sagen: Vor allem verdrängen sie, dass das Kapital Gemeinsamkeiten nicht zu generieren vermag; schlimmer: es hat Linke, einschließlich Frau Wagenknecht, noch nie gestört, dass das Kapital das Allgemeininteresse repräsentiert, als könne das Kapital ein solches aus sich selbst heraus generieren, worüber sich übrigens Marx *Zeit seines Lebens* aufregte.

Um ihre asoziale Dummheit nicht erkennen zu müssen, tun auch Linke so, als seien politisch-gesellschaftliche Probleme, noch dazu ökonomische Probleme, lösbar wie familiäre Probleme, also mit einer *guten* Moral, als könne man im Rahmen der Kapitalverwertung solidarisch mit den Griechen sein, als käme dem Wort *Solidarität* im Kapitalismus die geringste Bedeutung zu. Ein fataler Irrtum, mit dem sie technisch-ökonomische Kategorien vermoralisieren; Abstraktionen wie *Staat* und *Gesellschaft* werden lediglich versubjektiviert, hypostasiert, wie der frühe Marx richtig erkannte. Ich kenne keinen Linken, der das begreift oder diesbezüglich etwas dazulernen will. Ich fürchte, sie sind geistig versaut, oder wurden versaut – wie die jüngere Generation von unserem kaputten Bildungssystem. Es ist schlimm: Unzurechnungsfähigkeiten werden systematisch, umfassend und schichtübergreifend erzeugt. Ich möchte ergänzen: Wir transportieren in uns eine kranke Geisteshaltung, dazu angetan, kranke soziale und ökonomische Strukturen aufrechtzuerhalten, bzw. zu legitimieren.

Wir ermöglichen auf diese Weise vom Kapital generierte Unsinnproduktionen wie Krieg, Rüstung, Atomkraft, Autoindustrie, Finanzindustrie (vgl. Witsch 2012, S. 102-105). Wir vergessen vollkommen, dass Unsinnproduktionen Menschen nicht ernähren, sondern die Einkommen der Bürger und unseren Sozialstaat absichern, so dass am Ende gilt: Unsinnproduktionen – v.a. Kriege – und eine Mentalität der Gewaltbereitschaft sichern unseren Lebensunterhalt und zerstören zugleich unsere Lebensgrundlagen.

Es ist klar, dass das auf Dauer nicht gut geht, dass dabei die Würde des Menschen auf der Strecke bleibt, ein Allgemeininteresse nicht zu repräsentieren ver-

² KenFM (Ken Jebsen) im Gespräch mit: Dr. Udo Ulfkotte (Gekaufte Journalisten). *Youtube.com* vom 04.12.2014

mag. In (Witsch 2012, 2013a, 2013b, 2015) bemühe ich mich zu zeigen, dass und auf welche Weise Würde und Kapitalverwertung, bzw. *Moral und Mehrwert* sich ausschließen. Davon will keiner etwas wissen. Die Folge ist, dass wir uns gegen Kriege, Folter und Drohnenmorde und nicht zuletzt Unsinnproduktionen nicht ausreichend zur Wehr setzen.

Wie bemühen uns vor allem nicht um eine klare, realitätsgerechte Sprache – gewöhnlich aus machtstrategischen oder -taktischen Gründen. Wir sagen nicht, dass Obama ein Mörder ist. Auch ächten wir den Krieg nicht uneingeschränkt. Selbst die nicht, die gegen Kriege sind. Man sagt, dieser sei unter bestimmten Bedingungen vielleicht doch geboten, z.B. um Völkermord zu verhindern. Lehre uns die Geschichte nicht, dass man Hitler früher hätte stoppen müssen?

Dummes Zeug. Wahr ist, dass im Kapitalismus Kriege nicht zu vermeiden sind. Diese Zwangsläufigkeit exekutieren wir mental, u.a. indem wir gesellschaftliche Probleme versubjektivieren: auf Gefühle reduzieren, das heißt innen- und außenpolitische Probleme wie private Probleme behandeln.

Einen gerechten Krieg schließen nicht einmal Friedensaktivisten aus; z.B. Konstantin Wecker oder der bekannte Terrorismusexperte Michael Lüders. In dem, was sie (gegen den Krieg) sagen, verschlüsseln sie *heimliche* Botschaften, die einen gerechten Krieg indirekt rechtfertigen; so wenn Lüders sagt, dass die Amerikaner keinen Plan hätten für die Zeit nach dem Krieg. Bedeutet das vielleicht, dass ein Krieg mit Plan legitim ist? Das sagt er nicht wörtlich; auch nimmt er das Wort *gerecht* nicht in den Mund. Das muss er aber auch nicht. Entscheidend sind Subtexte, die beim Hörer (leider zu spät bei Lüders selbst) ankommen, die wir unbewusst dem Gesagten, Hannah Arendt würde sagen: gedankenlos, hinzufügen.

Ich deutete es oben an: in Gefühl und Sprache vermag sich eine zynische Mentalität zu verstecken oder aufzulösen, in Worten wie *human*, die wir mit positiven Gefühlen besetzen, unbewusst, so dass wir nicht gewahren, wie zynisch gut gemeinte Sätze sind. Das zeigt auch der folgende Satz von Konstantin Wecker. Er sagte: »Herr Obama, ich spreche ihrem Land die moralische Kompetenz ab, Angriffskriege aus angeblich ethischen Gründen zu führen.«³ Der Satz ist zynisch, weil er im Umkehrschluss ethische Kompetenz zur Führung von Kriegen und damit *gerechte* Kriege für möglich hält.

Vielleicht hat Wecker ja Angst, beim Bürgern nicht vermittelbar zu sein. Schließlich möchte dieser sich seinen *guten* Soldaten, wie er z.B. im Film *Der Soldat James Ryan* unter der Regie von Steven Spielberg beschrieben worden ist, nicht vermiesen lassen und transportiert deshalb wie Wecker eine Mentalität, die an das Gute im Menschen glaubt, also an das Gute auch in dem, was Soldaten machen.

Richtig ist: der Mensch ist weder gut noch schlecht, sondern das, was der Kapitalismus aus ihm macht, einen »miesigen« Charakter, was aber nur heißt, dass die vom Kapital generierten Strukturen gewalt- und kriegsbereit machen, womöglich einmal mehr bis zum bitteren Ende, wo das Gutgemeinte umschlägt in Folter, Drohnenmorde, Kriege, Totalüberwachung.

Gute Militaristen wie Arnd Pollmann, zu hören auf dem Symposium der NGfP im März letzten Jahres⁴, glauben an den guten Soldaten, »im Namen der Menschenrechte«, nichts als Geschwätz am Realen vorbei.

³ Aus *Deutsche-wirtschafts-nachrichten.de* vom 05.10.2014. Interview mit Konstantin Wecker: »Wir treiben die nächste Generation ins Kriegerische.«

⁴ »Trommeln für den Krieg.« Symposium der NGfP zum Thema *Krieg und Frieden* am 7./8. März 2014 an der FU Berlin

Ich möchte zum Schluss noch einmal fragen: Was läuft falsch im Innenleben des Subjekts? Um es in einem Satz zu sagen: Das Subjekt differenziert nicht zwischen privaten und gesellschaftlichen Problemen; es zieht keinen klaren Schnitt zwischen den Begriffen *Gesellschaft* und *soziale Struktur*, in die es seine Gefühle projiziert, mit fatalen Folgen: der gesellschaftliche Kontext sieht sich auf Gefühle reduziert, wie sich gut am Fall *Arnulf Baring* illustrieren lässt (vgl. Witsch 2013a, S. 138-146). Das macht mental krank und erhöht nicht zuletzt die Wahrscheinlichkeit psychischer Erkrankungen. Dabei geht es mir nicht so sehr um die Therapie psychischer Krankheiten, sondern grundlegender um Analyse und Freilegung des Kranken und Krankmachenden im *normalen* Alltag, dem alltäglichen Nahbereich (vgl. Witsch 2015, S. 12-19).

Literatur:

- Bruder, Klaus-Jürgen (1982): Psychologie ohne Bewusstsein. Die Geburt der behavioristischen Sozialtechnologie. (Suhrkamp Verlag)
- Bruder, K.-J., Bialluch, C. & Lemke, B. (Hrsg.). (2014): Machtwirkung und Glücksversprechen. Gewalt und Rationalität in Sozialisation und Bildungsprozessen. Gießen (Psychosozial-Verlag)
- Ulfkotte, Udo (2015): Gekaufte Journalisten. Wie Politiker, Geheimdienste und Hochfinanz Deutschlands Massenmedien lenken. Rottenburg a.N. (Kopp Verlag e.K.)
- Witsch, Franz (2012): Die Politisierung des Bürgers. 2. Teil: Mehrwert und Moral. Norderstedt (BOD-Verlag)
- Witsch, Franz (2013a): Die Politisierung des Bürgers. 3. Teil: Vom Gefühl zur Moral. Norderstedt (BOD-Verlag)
- Witsch, Franz (2013b): Die Politisierung des Bürgers. 4. Teil: Theorie der Gefühle. Norderstedt (BOD-Verlag)
- Witsch, Franz (2014): Sozialintegration und Lernen. In: Bruder u.a. (2014)
- Witsch, Franz (2015): Die Politisierung des Bürgers. 1. Teil: Begriff der Teilhabe. Neuauflage (1. Auflage 2009), Norderstedt (BOD-Verlag)